



Newsletter vom 18. 8. 2019

Inhalt

Verdrängter Lehrermangel, Pädagogik für Buben und eine Koalition der pädagogischen Vernunft	2
16.8.2019, Hanspeter Amstutz	2
Wer pädagogisch führt, muss wirken wollen	3
Condorcet.ch, 4. August 2019, von Carl Bossard	3
Schulbeginn: 29 Lehrerstellen sind noch offen	5
Tages-Anzeiger 13.8.2019, Zürich, Daniel Schneebeli	5
Zu viele Theoretiker sind am Werk	6
Zürichsee-Zeitung 18.7.2019, Leserbrief von Thomas Bächinger, Sekundarlehrer, Oberrieden	6
Rekord: Tausende Hilfslehrer erobern die Klassenzimmer – doch nützt das dem Unterricht?	7
CH Media 11.8.2019, Bildung, von Yannick Nock	7
Vor dem neuen Schuljahr warnen Experten: Die Schule ist bubenfeindlich	8
CH Media 10.8.2019, von Yannick Nock	8
Väter, engagiert euch auch in der Schule	10
Zürcher Oberländer, 14.8.2019, Klartext, Beatrice Zogg, Produzentin	10
Schule: Männer an vorderster Front benötigt	11
16.8.2019, Leserbrief, Timotheus Bruderer	11
Die Primarschule prüft, ihr Schulsystem zu vereinheitlichen	12
Zürichsee-Zeitung 13.8.2019, Region, Daniel Hitz	12
Revolution der Bildungssysteme	13
Zürichsee-Zeitung 15.8.2019, Leserbrief zur Ausgabe vom 13.8. Clarita Kunz, Feldmeilen	13
Lehrpersonen am Spielfeldrand	13
Tagblatt der Stadt Zürich, 7.8.2019, Leserbriefe, Hans-Peter Köhli	13
Der Hype ums Gymnasium bedroht unser Bildungssystem	14
NZZ am Sonntag 11.8.2019, Meinungen, Gastkolumne Caspar Hirschi	14
Warum besonders nicht immer besser ist	15
Tages-Anzeiger 16.7.2019, Mamablog, Nils Pickert Freischaffender Journalist	15
Veranstaltungshinweise	17
25. September: Rauchen, Kiffen und Dampfen – zwischen Verboten und legalisieren	17
27. September: Braucht es wieder Kleinklassen?	17
Informations- und Diskussionsanlass des Vereins «Starke Volksschule Zürich»	17



Verdrängter Lehrermangel, Pädagogik für Buben und eine Koalition der pädagogischen Vernunft

16.8.2019, Hanspeter Amstutz

Der Auftakt ins neue Schuljahr ist verwirrend. Die Bildungsdirektionen melden, dass fast alle Stellen in den Schulen besetzt seien, während die Lehrerverbände höchst **unbequeme Fragen zur Qualifikation** der in letzter Minute gefundenen Lehrpersonen stellen.

Sind die Buben die Verlierer in unserem Schulsystem? Das zu fragen, war bisher **fast ein pädagogisches Sakrileg**. Die aufgeflammete Diskussion um Qualität und Art des Unterrichts zeigt einmal mehr, dass mit der viel gepriesenen Bildungssteuerung allein noch nicht viel erreicht wurde. Tonangebende Bildungspolitiker verstehen es zwar ausgezeichnet, verlockende Bildungsziele zu formulieren und hohe Erwartungen zu wecken. Doch bei der Umsetzung hapert es bedenklich. Was nützt es, wenn umfassende Bildungsprogramme festgelegt werden, wenn dafür Zeit und qualifiziertes Personal fehlen?

Lehrer beanspruchen mehr Gestaltungsfreiraum

Was es heisst, eine prägende Lehrerpersönlichkeit zu sein, beschreibt **Carl Bossard** in seinem grossartigen Beitrag über **die Wirkung des pädagogischen Tuns**. Nicht detaillierte Bildungssteuerung ist der Weg zum Schulerfolg, sondern das umfassende Engagement von Lehrerinnen und Lehrern, die wissen, welche Art des Unterrichtens bei ihren Schülern ankommt. Dafür muss die Bildungspolitik bereit sein, dem Lehrerberuf wieder deutlich **mehr unternehmerische Freiheiten und Verantwortung zu übertragen**.

Der Lehrermangel müsste Anlass sein, um den **Ursachen der unerfreulichen Situation** endlich auf den Grund zu gehen. Die Baustellen mit den ungelösten Problemen sind bestens bekannt. Doch vielen Bildungsverantwortlichen fehlt der Mut zu einer ehrlichen Analyse, zum Abbrechen gescheiterter Reformen und zum Anpacken pragmatischer Lösungen. Wertschätzende Worte über die Arbeit der Lehrpersonen allein reichen längst nicht mehr, um dem Lehrerberuf wieder zu mehr Attraktivität zu verhelfen. Ohne bessere Rahmenbedingungen und mehr Gestaltungsfreiheit wird es kaum gelingen, die vielen fehlenden Männer wieder für den Lehrerberuf zu gewinnen.

Ein Experte fasst ein heisses Eisen an

Dass Buben in unserem Schulsystem die Verlierer sind, wurde bisher nur hinter vorgehaltener Hand in Lehrerkreisen kritisiert. Doch nun kommt mit **Allan Guggenbühl** ein anerkannter Experte, der genau diese These den Schulreformern unter die Nase reibt. Sein gut begründeter Vorwurf lautet, dass mit der Sprachenlastigkeit und einer in manchen Klassen etwas feminin geprägten Pädagogik die Buben verunsichert würden. Buben möchten wissen, was gilt und wo es Spannendes zu erleben gibt.

Es braucht einigen Mut, eine These von den Buben als Schulverlierer zu vertreten.

Wer dies tut, riskiert in den Topf der Ewiggestrigen geworfen zu werden. Jahrzehntlang haben fortschrittliche Kreise für **die Gleichberechtigung der Mädchen in der Volksschule** gekämpft. So wurden noch bis in die Neunzigerjahre Mädchen in einigen Kantonen vom geometrisch Zeichnen ausgeschlossen und gewisse Berufe galten für sie als tabu. Auch war es ein zäher Kampf, bis für alle talentierten Mädchen der Weg in die Mittelschulen ohne dümmliche Vorurteile offen war.

Und jetzt sollen die Buben zu kurz kommen? Abgesehen von den Zahlen, die klar aufzeigen, dass heute deutlich mehr Mädchen als Knaben eine gymnasiale Matur absolvieren, ist die Beweisführung für die spannungsgeladene These nicht einfach. Dass die Veränderungen im Schulstil, bei den Bildungsinhalten und pädagogische Idealen vielen Knaben weniger entsprechen als den Mädchen, ist aber kaum zu übersehen.



Buben hinken im Primarschulalter in der sprachlichen und sozialen Entwicklung tendenziell den Mädchen hintennach. **Die meisten Buben wollen nicht selbstorganisiert lernen**, sondern schätzen es, wenn in einem attraktiven Frontalunterricht der Lehrer wirklich etwas bietet.

Aufbruch zu einer Koalition der pädagogischen Vernunft

Die Diskussion um die Bubenpädagogik und die Lehrerrolle bietet die Chance, **von einengenden pädagogischen Dogmen Abschied zu nehmen** und die Frage der pädagogischen Wirkung ins Zentrum zu stellen. Starke Volksschule St. Gallen und Starke Volksschule Zürich setzen sich dafür ein, dass die brennenden Themen aufgegriffen werden.

Seit einem Vierteljahr gibt es jetzt mit **dem „Bildungsblog Condorcet“** einen schweizweit organisierten Verein, der mit aktuellen Beiträgen das Schulgeschehen kommentiert. Der neue Blog sucht den Dialog mit den Leserinnen und Lesern und will **die bestehenden Organisationen besser vernetzen**. Im kommenden Schuljahr finden Sie deshalb unseren Zürcher Bildungs-Newsletter zusätzlich auf der Homepage des Condorcet-Blogs regelmässig aufgeschaltet.

Wer will, kann auch unter condorcet.ch direkt seine Adresse angeben und eine Gratiszustellung aller Blog-Beiträge abonnieren.

Zum Schulstart enthält unser Newsletter neben den beiden Hauptthemen einen ganzen Strauss von spannenden Beiträgen. Schauen Sie sich im Inhaltsverzeichnis um. Sie werden ganz bestimmt einige Texte finde, die Sie ansprechen. Viel Vergnügen bei der Lektüre!

Für die Redaktion von «Starke Volksschule Zürich», *Hanspeter Amstutz*

Wer pädagogisch führt, muss wirken wollen

Condorcet.ch, 4. August 2019, von Carl Bossard

„Ich unterrichte so gerne!“ Das sagen viele Dozierende. Der schöne Satz betrifft die Aufgabe, vielleicht weniger die Wirkung, die Lehrende erzielen sollen. Seinen Einfluss kennen und wirken, darauf kommt es an. Ein komplementärer Zwischenruf von Condorcet-Autor Carl Bossard.

„Know thy impact!“ – Wissen, was du bewirken kannst! Der Satz geht auf William Shakespeare zurück. „Kenne deinen Einfluss!“ Auf diese einprägsame Kurzformel bringt der neuseeländische Bildungsforscher John Hattie die Kernbotschaft seiner grossen empirischen Unterrichtsstudie.¹ Konkret: Lehrerinnen und Lehrer können nicht nicht wirken; sie müssen darum die Wirkung ihres Tuns auf die Kinder und Jugendlichen kennen und erkennen.

Wirkstärke geht von Personen aus

„What works best in school?“, so lautete Hatties elementare Forschungsfrage. Sein Befund überrascht nicht: Schulstrukturen und äussere Massnahmen wie beispielsweise jahrgangsübergreifendes Lernen JÜL zeitigen nur geringen Einfluss. Worauf es in der Schule ankommt, spielt sich im Unterricht ab, im Klassenraum, in der Interaktion zwischen Lehrpersonen und Lernenden. Die Qualität dieser Beziehung generiert Wirkung. Sie hat,

¹ John Hattie (2012), *Visible Learning for Teachers*. London, New York: Routledge, S. IX; vgl. John Hattie, Klaus Zierer (2017), *Kenne deinen Einfluss! „Visible Learning“ für die Unterrichtspraxis*. Baltmannsweiler: Schneider Verlag Hohengehren.



wie die Forschung zeigt, eine hohe Effektstärke. Eben: „Es kommt auf den einzelnen Lehrer an“, sagt John Hattie.² Von ihm und seinem Unterricht hängt es ab, ob die Kinder in ihrem Lernprozess vorankommen und Lernen gelingt.

Jeder Mensch geht etwa 15 000 Stunden zur Schule. Dabei kommt er an rund 50 Lehrpersonen vorbei, sagt eine Studie,³ an guten und an problematischen. Auch das weiss man. In Erinnerung bleiben ein paar wenige. Es sind Lehrer, die gewirkt haben – negativ wie positiv. Es sind Lehrerinnen, die Einfluss auf unser Lernen und unsere Bildung genommen haben. Warum bleiben sie im Gedächtnis? Und warum verschwinden so viele ins Nirwana?

Wie und warum Lehrer etwas unterrichten, ist wichtig

Bei jeder Tätigkeit gibt es ein Was; dazu gibt es die Perspektive des Wie und als dritten Aspekt das Warum. Das ist in jedem Berufsalltag so. Wenn wir uns an Lehrerinnen und Lehrer zurückerinnern, kommen uns möglicherweise schöne Tafelanschriften oder interessante Geschichtsstunden in den Sinn. Es ist gewiss das Was, der Unterrichtsinhalt, aber nicht nur. Viel eher wissen wir noch, wie sie das, was sie unterrichteten, getan haben, nämlich ermutigend oder mit konkreten Feedbacks und spürbarem Zutrauen. Hier erinnern wir uns ans Wie.

Um das pädagogisch Wichtige wissen

Vielleicht sind uns gar die Werte einiger Pädagogen im Gedächtnis geblieben, die Gründe ihres Handelns, ihre Leidenschaft und ihr Feu sacré mit der Hingabe an die pädagogische Aufgabe – und ihre Freude an unserem Können und den Lernfortschritten. Wir wissen noch, was ihnen pädagogisch wichtig war. In diesem Fall wird das Warum dieser Lehrpersonen wachgerufen. Wir erinnern uns, warum sie das, was sie taten, so machten und vorlebten – und darum wirkten. „Wenn sie von Formen und Zahlen sprach, glühten ihr die Wangen und funkelten ihr die Augen, wie wenn Kinder von Schokolade-Glace reden.“⁴ So erinnert sich eine Berufsfrau an ihre Primarlehrerin, und noch Jahre später noch sieht sie ihre Augen, fühlt die Atmosphäre und spürt die Freude am Lernen. Es ist das Warum.

Auf die Freude an der Wirksamkeit achten

Wer sich für die Lernprozesse seiner Schülerinnen und Schüler verantwortlich fühlt, will wirken und etwas bewirken. Er strahlt einen Elan vital aus, hat Freude an den Ergebnissen und sieht den Sinn in der Wirksamkeit seines Handelns.⁵ Das ist der eigentliche Gehalt des Wortes Pädagoge: paid-agogein – Kinder und Jugendlichen zu etwas hinführen.

Die Forschung über guten Unterricht spricht eine deutliche Sprache. Wenn Schule wirken will, braucht es eine wirksame Lehrperson – eine Person, die Verantwortung übernimmt und sich engagiert, leidenschaftlich handelt und so ansteckend wirkt. „The ethical teacher has a central role to play“, schreibt John Hattie in seiner Studie „Visible Learning“: aktiv und lenkend, mit gezielten Feedbacks und einer hohen Verantwortungsethik. Auch neurowissenschaftliche Erkenntnisse zeigen dies.

„Know thy impact!“ – um Wirkung wissen

Hattie schrieb kein Rezeptbuch. Guter Unterricht ist methodisch vielfältig. Aber nicht einfach um der Vielfalt willen. Eines ist für ihn grundlegend: Lehrerinnen und Lehrer müssen ihre Wirkungen verstehen. Sie bringen eben ihre Persönlichkeit in den Unterricht

² Verena Friederike Hasel, Reise ins Bildungswunderland, in: DIE ZEIT, 25.07.2019, S. 55.

³ Rutter Michael et al. (1980), 15 000 Stunden. Schule und ihre Wirkung auf Kinder. Weinheim/Basel: Beltz Verlag.

⁴ Stephan Ellinger, Johannes Brunner (2015), Alp-Traumlehrer. Von flüchtigen Fledermäusen und multikulturellen Frohnaturen. Studierende erinnern sich. Teilheim: Gemma-Verlag, S. 75.

⁵ Vgl. Viktor E. Frankl (1985), Der Mensch vor der Frage des Sinns: München/Zürich: Piper.



ein – und nicht einfach ihr Wissen oder ihre „professionelle Kompetenz“, wie es heute in der Erziehungswissenschaft heisst. Und zu dieser Persönlichkeit bauen Kinder eine vertrauensvolle Beziehung auf. Lehrerinnen wirken mit ihrer Person und Haltung. Vertrauenswürdig und glaubwürdig muss darum der Lehrer sein. Das ist das Fundament jeder Schüler-Lehrer-Beziehung und hat nach Hattie einen der höchsten Wirkwerte.

Freude an der Wirksamkeit lenkt auf die zentrale pädagogische Aufgabe

„Ich unterrichte so gerne; das macht mir Freude.“ Das ist ein schöner Satz und als Ausdruck einer pädagogischen Grundhaltung wichtig. Wichtiger aber ist die Ergänzung: „Ich will etwas bewirken; die Ergebnisse machen Freude.“ Die erste Aussage richtet das Augenmerk auf den Input, die zweite auf die Lernprozesse und die Könnensfortschritte der Kinder. Der Blick auf die Ergebnisse führt zur Konzentration auf die Wirksamkeit und damit auf die zentrale pädagogische Aufgabe: die Kinder und Jugendlichen in ihrer Entwicklung, in ihrem Denken und Handeln optimal fordern und sie fördern.

Bei solchen Lehrerinnen und Lehrern steht die Frage im Zentrum, warum etwas zu tun ist. Sie ist fürs Gelingen wegweisend. Letztlich liegt wohl darin das Geheimnis ihres pädagogischen Wirkens.

Schulbeginn: 29 Lehrerstellen sind noch offen

Tages-Anzeiger 13.8.2019, Zürich, Daniel Schneebeli

Volksschule • In den Schulen gibt es Personalmangel. Am Montag sollte aber jede Klasse einen Lehrer haben.

Die letzte Woche der Sommerferien ist angebrochen, und in den Schulhäusern treffen immer mehr Lehrerinnen und Lehrer ein, die das neue Schuljahr und den ersten Schultag vorbereiten. Viel zu tun gab es gestern auch in der kantonalen Bildungsdirektion. Diese wollte wissen, ob von den weit über 100 Stellen, die vor den Ferien noch offenstanden, alle besetzt sind. Die Telefonumfrage der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Personalabteilung ergab: 29 Stellen sind weiter unbesetzt. Bei 4 Stellen handelt es sich um Klassenlehrerstellen, bei 6 um Stellen ohne Klassenlehrerfunktion und bei 19 um Stellen für Heilpädagoginnen und -pädagogen.

156 zusätzliche Klassen

Marion Völger, Chefin des Volksschulamtes, ist trotzdem zuversichtlich, dass am Montag alle Stellen besetzt sind, teilweise mit temporären Lösungen. Vollkommen beruhigt ist sie allerdings nicht: «Die Lage bleibt angespannt.»

Die erfolgreiche Personalsuche sei vorwiegend dem «riesigen Aufwand» der Behörden und Schulleitungen zu verdanken. Es sei gelungen, zahlreiche Lehrpersonen zum Aufstocken der Pensen, Ex-Lehrerinnen zum Wiedereinstieg und Rentner zum Weiterarbeiten zu bewegen: «Der Aufwand war dieses Jahr enorm wichtig», sagt Völger, denn erneut werden nächste Woche viele zusätzliche Schulklassen eröffnet, kantonsweit sind es 156. Speziell gross ist das Bevölkerungswachstum in den Städten Zürich und Winterthur.

In den kommenden Jahren werde das Wachstum der Bevölkerung weitergehen, so Völger. Allerdings gibt es einen kleinen Grund zum Aufatmen: Der Einschulungszeitpunkt wird nicht weiter vorverschoben. Um kompatibel zu sein mit den anderen Kantonen des Harmos-Konkordats, musste der Kanton Zürich in den letzten vier Jahren stets den Einschulungszeitpunkt um zwei Wochen vorverschieben. Darum kamen in diesen Jahren immer ein bisschen mehr Kinder in den Kindergarten als ein voller Jahrgang. Nun werden



alle Vierjährigen eingeschult, die am 31. Juli oder früher geboren sind. Das ist Harmos-Niveau.

Nicht zu viel ausbilden

Am schwierigsten gestaltet sich die Suche nach Heilpädagogen. Laut Völger genügt deshalb im Moment ein normales Lehrerpapier, um solche Stellen zu bekommen. Sie werden allerdings nur befristet vergeben, und die Stelleninhaber müssen später das Heilpädagogik-Diplom nachholen - wenn sie ihre Stelle behalten wollen.

Um die Personalknappheit auch mittelfristig zu meistern, müsse man auf Pensenerhöhungen und Wiedereinsteigerinnen setzen, ist Völger überzeugt. Natürlich sei auch die Ausbildung von Nachwuchs zentral, aber: «Wenn wir zu viel ausbilden, werden wir womöglich in einigen Jahren wieder viele arbeitslose Lehrerinnen und Lehrer haben.»

Zu viele Theoretiker sind am Werk

Zürichsee-Zeitung 18.7.2019, Leserbrief von Thomas Bächinger, Sekundarlehrer, Oberrieden

Ausgabe vom 13. Juli «Kindergärten und Sonderpädagogik sind die Sorgenkinder der Schulen»

Der Lehrermangel beschäftigt nicht nur die Bildungsdirektion und Schulleitungen, sondern auch mich als Sekundarlehrer mit 35-jähriger Schulerfahrung an der Zürcher Oberstufe. Hört man sich bei Maturanden um, erhält man Antworten wie: Ein Hochschulstudium an der Uni oder der ETH ist attraktiver und nur unwesentlich länger als eine Ausbildung an der PH. Das gesellschaftliche Ansehen des Lehrerberufes lässt sich kaum ändern, und mit finanziellen Anreizen holt man kaum die Richtigen ins Boot.

Deshalb: Erstens, die Ausbildung muss verkürzt, praxisnäher und wieder mehr Angelegenheit von Praktikern werden. Im Umfeld der PH wirken zu viele Erziehungswissenschaftler, Mentoren und andere Lehrbeauftragte ohne genügend Unterrichtserfahrung. Zweitens: Die PH sollte an den Mittelschulen werben, so wie es die Hochschulen tun. Drittens: Ein Lehrplan wie der neue mit 3500 Kompetenzen hilft gerade jungen Lehrpersonen schwerlich, Orientierung zu finden. Er fördert Beliebigkeit, anstatt eine praktikable Hilfe in der Gestaltung des Unterrichts zu bieten. Viertens: Die Bildungsdirektion sollte die Situation nicht schönreden, sondern dazu stehen, dass viele Stellen mit nicht entsprechend qualifizierten Personen besetzt sind. Fünftens: Im IF-Bereich sollten auch normal ausgebildete Lehrpersonen - die ja in ihren Klassen auch mit Heterogenität umgehen müssen - ohne HfH-Ausbildung leistungsschwache Kinder unterrichten können. Dass für Logopädie, Legasthenie oder das Unterrichten geistig Behinderter eine Spezialausbildung sinnvoll ist, versteht sich von selbst. Und sechstens: Erfolgreichen, langjährigen Lehrpersonen sollte auch von Schulleiterseite mehr Wertschätzung entgegengebracht werden. Viele Schulleitungen sind derart mit der Besetzung offener Stellen, mit Vorgaben der Bildungsdirektion, Anliegen von Eltern und Schulreformen absorbiert, dass langjährige Mitarbeiter vergessen gehen.

Zu hoffen bleibt, dass wieder mehr Jugendliche Freude an dieser wunderbaren und vielseitigen Tätigkeit finden. Und dass die Wertschätzung gegenüber den Lehrpersonen nicht nur dann zu steigen beginnt, wenn das eigene Kind nach Jahren ständig wechselnder Lehrer einen guten bekommt.



Rekord: Tausende Hilfslehrer erobern die Klassenzimmer – doch nützt das dem Unterricht?

CH Media 11.8.2019, Bildung, von Yannick Nock

Senioren, Eltern, Zivis: An den Schulen sind Tausende Assistenzlehrer tätig. Wie viele genau, weiss niemand. Und auch nicht, wie gut sie sind.

Im aktuellen Bildungsbericht sind sie nicht vermerkt. Auch die Konferenz der Erziehungsdirektoren oder der Lehrerverband wissen nicht, wie viele es sind. Es heisst einzig, ihre Zahl nehme stetig zu: An Schulen in der ganzen Schweiz arbeitet immer öfter freiwilliges oder bezahltes Assistenzpersonal. Es sind keine Spezialisten wie Heilpädagogen, sondern Senioren, Eltern oder Zivildienstleistende, welche die Lehrer im Klassenzimmer unterstützen sollen.

Beat Schwendimann, Bildungsexperte des Schweizer Lehrerverbands, gibt eine Grössenordnung. «Aus Rückmeldungen wissen wir, dass viele Schulen Assistenzpersonen beschäftigen», sagt er. «Es dürfte sich daher schweizweit um mehrere Tausend Personen handeln.»

Und die Zahl steigt von Jahr zu Jahr, wie eine Umfrage unter einigen Städten zeigt. In Zürich waren es 2015 bloss zwei Personen, 2018 bereits 336. In St. Gallen sind mittlerweile jährlich knapp 60 Senioren, 10 Praktikanten und 10 Zivildienstleistende tätig, in Basel sind es gar 65 Zivis und 110 Praktikanten. Auch die Kantone Luzern (115 Vollzeitstellen), Aargau (130 Vollzeitstellen) und Bern (730 Personen) beschäftigen zahlreiche Klassenassistenten. In Graubünden hingegen gibt es laut Kanton keine.

Die Mondlandung nicht richtig wiedergegeben

Die Helfer kommen auf den tiefen Stufen zum Einsatz. In Bern sind sie nur im Kindergarten tätig. Meistens handelt es sich um ein befristetes Engagement. Es geht darum, die Kindergarten- und Primarlehrer zu entlasten, sie auf Ausflügen zu begleiten und im kleinen Kreis den Stoff nochmals zu erklären, wenn Kinder nicht alles verstanden haben.

Meistens handelt es sich bei den Assistenten um engagierte Personen mit einem Flair für den Unterricht. Eine spezielle Ausbildung haben nur die wenigsten absolviert. Mittlerweile bieten einige Pädagogische Hochschulen allerdings solche Kurse an.

Laut Schulleitern sind die meisten Assistenten sehr hilfreich im Klassenzimmer. Allerdings gibt es auch negative Rückmeldungen. So berichten Eltern, dass ihren Kindern Unsinn in der Schule erzählt wurde. Beispielsweise hatte kürzlich ein Senior im Kanton Aargau einige Begebenheiten zum 50 Jahrestag der ersten Mondlandung verwechselt.

Der Lehrerverband forderte bereits 2017 verbindliche kantonale Konzepte für Assistenzpersonal. Zudem brauche es mehr Angebote für Weiterbildungen. Viel ist seitdem allerdings nicht passiert. Es würden nach wie vor klare Regelungen der Qualifikation, der Tätigkeitsbereiche und der Anstellungsbedingungen fehlen, sagt Schwendimann. Gemäss Verband wurden zuletzt auch Assistenten aus Spargründen angestellt. Solche Notmassnahmen dürften allerdings nicht sein.

Dass Schulen vermehrt auf Assistenten zurückgreifen, hat mehrere Gründe: Durch die steigenden Schülerzahlen und den akuten Lehrermangel werden die Klassen tendenziell grösser. Und in der integrativen Förderung, die auf Sonderklassen verzichtet, gibt es zudem öfter Buben und Mädchen im Unterricht, die spezielle Hilfe benötigen.

Profitieren können Kinder mit Migrationshintergrund

Welchen pädagogischen Wert die Hilfslehrer haben, ist dennoch umstritten. In der



Schweiz gibt es keine Untersuchung dazu – im Ausland allerdings schon. Italienische Schulen kamen zum Schluss, dass Klassen mit Assistenzpersonal nicht besser abschneiden, als jene ohne. Das liegt aber nicht an der Hilfskraft, sondern weil der eigentliche Lehrer dann weniger Zeit in die Buben und Mädchen investierte.

Anders sieht es in Österreich aus. Dort zogen die Schulen ein positives Fazit. Vor allem Kinder mit Migrationshintergrund würden davon profitieren. In Wien schnitten beispielsweise türkischstämmige Kinder mit Assistenten deutlich besser ab. Der Hilfslehrer hatte ebenfalls türkische Wurzeln. «In solchen Fällen können die Assistenten sehr nützlich sein», sagt Stefan Wolter, Bildungsökonom und Verfasser des Schweizer Bildungsberichts.

«Die Schüler wüssten, wenn sie sich nicht anstrengen, kommt jemand zu ihnen nach Hause, vor dem die Eltern auch Respekt haben.» Zudem hätten die Assistenten manchmal einfach einen besseren Zugang zu den Jugendlichen als der Klassenlehrer.

Vor dem neuen Schuljahr warnen Experten: Die Schule ist bubenfeindlich

CH Media 10.8.2019, von Yannick Nock

Mädchen haben bessere Noten. Sie machen häufiger die Matura. Und die Buben? Werden von der Schule systematisch benachteiligt, klagen Bildungsexperten. Stimmt – aber das liegt nicht nur am Unterricht.

Tausende Kinder betreten am Montag eine neue Welt: In mehreren Kantonen findet der erste Schultag statt. Wie gut die Buben und Mädchen in der Schule abschneiden werden, liegt allerdings nicht nur an ihrem Engagement, Können oder ihrer Intelligenz. Nein, auch das Geschlecht spielt eine Rolle. Der Schulerfolg ist weiblich.

«Buben sind die Bildungsverlierer des vergangenen Jahrzehnts», sagt Jugendpsychologe Allan Guggenbühl. Die vielen Schulreformen und die Einführung des Lehrplans 21 hätten sich ganz nach Bedürfnissen der Mädchen gerichtet. Soziale und emotionale Kompetenzen wurden gestärkt, selbstgesteuertes Lernen hat an Bedeutung gewonnen und auch die Sprachen erhielten höheres Gewicht. Für Buben alles andere als eine ideale Basis. «Sie profitieren stärker von einer klaren Struktur und vom Frontalunterricht», sagt Guggenbühl. Doch der gelte je länger, je mehr als veraltet.

Schon vor Jahren warnte der Jugendpsychologe in seinem Buch «Kleine Machos in der Krise» vor den Folgen der Feminisierung des Klassenzimmers. Ein Trend, der noch immer anhält. «Die Schule lässt Buben heute nicht mehr Buben sein», bilanziert Guggenbühl. Ihre Unruhe werde als Problem empfunden, ihre Provokationen gälten als soziale Inkompetenz.

Mädchen hingegen würden schneller realisieren, was von ihnen verlangt werde. Ausserdem seien sie kommunikativer. Das komme ihnen zugute. «Buben wollen nicht gefallen, sondern in den Klassen etwas erleben.» Viele Knaben hätten in der Schule das Gefühl, sie seien auf fremdem Territorium. «Würden Mädchen so diskriminiert, gäbe es einen Aufschrei.»

In der Primarschule sind neun von zehn Lehrkräften Frauen

Ein Grund liegt in der gesellschaftlichen Entwicklung. «Geschlechtsunterschiede gelten heute als Konstrukt», sagt Guggenbühl. Das Dogma laute: Ob Bub oder Mädchen spielt



keine Rolle. Doch das sei in der Praxis anders. «Es gibt unterschiedliche Interessen und Einstellungen.» Bereits in der Lehrerbildung sollte man deshalb viel mehr thematisieren, was Buben und was Mädchen anspricht, fordert der Jugendpsychologe.

Die Statistiken untermauern den Siegeszug der Mädchen. Während jedes Jahr ungefähr gleich viele Buben wie Mädchen eingeschult werden, ist der Erfolg ungleich verteilt. Nicht nur, dass Mädchen in der Regel bessere Noten erhalten, wie mehrere Studien belegen. Sie sind auch in der höheren Bildung erfolgreicher. Die gymnasiale Maturitätsquote von Frauen liegt bei 25 Prozent, jene der Männer bei 17 Prozent. Dabei besuchten vor 1990 noch mehr Buben als Mädchen ein Gymnasium.

Auch bei den landesweit 153 000 Studierenden sind Frauen in der Mehrheit. So liegt das Verhältnis auf dem Campus der grössten Hochschule des Landes, der Universität Zürich, bei 58 zu 42 Prozent. Studentinnen dominieren die Bildungsstätten.

Hinzu kommt, dass das Schulpersonal in der 1. bis 6. Klasse fast ausschliesslich weiblich ist. Knapp neun von zehn Lehrkräften auf der Primarstufe sind gemäss aktuellem Bildungsbericht Frauen (86 Prozent). Die Zahl wird oft angeführt, wenn von der «Knaben-Krise» und der «Feminisierung der Schulen» die Rede ist.

Es gibt Kinder, die vom Kindergarten bis zur Oberstufe nie von einem Mann unterrichtet wurden. Eltern, Politiker und Bildungsexperten fordern deshalb mehr Männer in den Klassenzimmern. Die Kinder würden von Bezugspersonen beider Geschlechter profitieren, lautet das Hauptargument. Nur: Hilft das wirklich?

Angst vor Traumatisierung bremst den Unterricht

Die Forschung zeichnet ein anderes Bild: Das Geschlecht des Lehrers wirkt sich nicht auf die Leistung der Buben und Mädchen aus. Entscheidend ist vielmehr die Unterrichtsmethode. Guggenbühl, der mehrere Schulen beraten hat, empfiehlt, die Kinder auch mal zu reizen. «Buben lernen gerne, wenn sie herausgefordert werden.» So könnten in der Mathematik besonders schwere Aufgaben gestellt werden mit der Frage: «Wer schaffte es?»

Ein guter Ansatzpunkt sei auch das Aussergewöhnliche. «Buben interessieren sich für Extreme», sagt er, «zum Beispiel für Schlachten und Katastrophen.» Doch anstatt diese im Geschichtsunterricht zu thematisieren, würden sie heute abgeschwächt, aus Angst die Kinder zu traumatisieren. «Wer sich anpasst, ist erfolgreich, wer auffällt, der bekommt Probleme», sagt Guggenbühl, der mit vielen Buben zu tun hatte, die aus dem Bildungssystem gefallen sind.

Doch Schulversagen bedeute nicht Misserfolg im Leben. «Wodurch sind denn ganz neue Industrien entstanden?», fragt Guggenbühl und gibt die Antwort gleich selbst: «Durch verrückte Ideen von Menschen wie Steve Jobs oder Bill Gates». Dabei galten beide in der Schule als schwierig. Gates machte nicht einmal den Schulabschluss.

Die Schweiz, das Land der Ritalin-Kinder

Auch Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm sieht Buben im Nachteil – manchmal bereits vor dem ersten Schultag. Lebhaftige Knaben würden schnell als unreif gelten und deswegen oft erst später eingeschult. Dabei sei mit ihnen alles in Ordnung. «Nur weil ein Kind willensstark oder vorlaut ist, ist es noch lange nicht verhaltensauffällig», sagt sie.

Doch für viele Schulen sind sie genau das. Die Zahl der Kinder, bei denen ein Aufmerksamkeitsdefizit (ADHS) diagnostiziert wurde, ist stark angestiegen. Meistens handelt es sich dabei um Buben. Die Folge: Sie müssen Ritalin schlucken und werden in Therapien geschickt. Für Stamm ein Fehler.

Dass Buben auf dem Pausenplatz mal miteinander raufen, sollte kein Problem sein.



Doch statt das Verhalten zu akzeptieren, landen die Kinder beim Psychologen oder es werden ihnen Medikamente verschrieben. Eine Entwicklung, die bereits die UNO auf den Plan rief. 2015 kritisierte der Kinderrechtsausschuss der Vereinten Nationen die hiesige Verschreibungspraxis. Sie sei «exzessiv», hiess es im Bericht, der mehrere Länder miteinander verglich. «Die Schweiz, das Land der Ritalin-Kinder» titelten die Zeitungen, Politiker forderten Aufklärung. Gebrochen wurde der Trend bisher nicht. «Die Kinderpsychiatrischen Dienste platzen aus allen Nähten», sagt Stamm.

Doch auch die Buben selbst tragen dazu bei, dass sie den Mädchen hinterherhinken. Sie verzichten manchmal bewusst auf mehr Engagement. «In einigen Knabengruppen gilt Schulerfolg als unmännlich», sagt Stamm. Besonders cool sei hingegen, wer den Unterricht störe und den Klassenkasper spiele. Bei Mädchen sei das anders. «Wenn sie im Unterricht mitarbeiten, machen sie sich keinesfalls unbeliebt, wohl aber, wenn sie negativ auffallen.»

Lediglich die Feminisierung der Schule anzuprangern, greife deshalb zu kurz, sagt Stamm. Es gehe darum, den Buben früh klarzumachen, dass schulkonformes Verhalten keine weibliche Tugend sei, von der sie sich abgrenzen müssten. «Am besten können das männliche Vorbilder vermitteln.» Das müsste keineswegs immer der Lehrer sein, sagt Stamm. Vor allem Väter und Grossväter könnten diese Rolle übernehmen, aber auch ein Trainer oder ein Idol mit einem guten Schulabschluss.

Damit alle Kinder schon am ersten Schultag mit den besten Voraussetzungen starten.

Väter, engagiert euch auch in der Schule

Zürcher Oberländer, 14.8.2019, Klartext, Beatrice Zogg, Produzentin

Am Montag ist im Kanton Schulanfang – für viele Schülerinnen und Schüler beginnt dabei ein neuer Abschnitt in ihrer «Schulkarriere». Ob es der Eintritt in den Kindergarten ist, der Wechsel in ein anderes Schulhaus oder in eine neue Klasse – als Eltern hofft man vor allem, dass sich die Kinder in der Klasse wohlfühlen, nette «Gspändli» finden und optimal gefördert werden.

Wie gut die Buben und Mädchen in der Schule abschneiden werden, liegt allerdings nicht nur an ihrem Engagement, Können oder ihrer Intelligenz. Nein, auch das Geschlecht spielt gemäss Bildungsberichten eine Rolle. Mädchen haben bessere Noten, machen häufiger die Matur. Buben seien die Bildungsverlierer des Jahrzehnts, sagt etwa Jugendpsychologe Allan Guggenbühl. Die vielen Schulreformen hätten sich nach den Bedürfnissen der Mädchen gerichtet. Soziale und emotionale Kompetenzen wurden gestärkt, selbstgesteuertes Lernen habe an Bedeutung gewonnen und die Sprachen erhielten höheres Gewicht. Für Buben sei dies nicht ideal. Sie würden stärker von klaren Strukturen und vom Frontalunterricht profitieren, so Guggenbühl.

Neben geeigneten Schulformen fehlt es in den Schulzimmern aber auch an männlichem Personal – knapp neun von zehn Lehrkräften auf der Primarstufe sind gemäss aktuellem Bildungsbericht Frauen. Es gibt Kinder, die vom Kindergarten bis zur Oberstufe nie von einem Mann unterrichtet worden sind. Politiker und Bildungsexperten fordern deshalb mehr Männer in den Klassenzimmern. Die Kinder würden von Bezugspersonen beider Geschlechter profitieren.

Der Lehrerberuf scheint für viele Männer aber nicht mehr attraktiv: Stichworte dazu sind stagnierende Lohnentwicklung und geringe bis fehlende Aufstiegsmöglichkeiten, beides Dinge, die Frauen (noch) in Kauf nehmen (müssen). Auch das gesellschaftliche Stereotyp,



dass Arbeit mit Kindern vielfach als Frauensache angesehen wird, ist nicht eben förderlich, um mehr Männer für den Beruf zu gewinnen. Hier braucht es ein Umdenken in der Gesellschaft.

Um die Schule «bubenfreundlicher» zu machen, können auch Väter als Vorbilder ihren Teil beitragen. Wie oft sind in den Elternräten, die sich als Bindeglied zwischen Schule und Elternhaus verstehen, vor allem Mütter engagiert? Väter sind klar in der Unterzahl – in manchen Elternmitwirkungen glänzen die Männer gänzlich mit Abwesenheit. Es wäre begrüssenswert, wenn sich hier Väter stärker engagieren. So signalisieren sie ihren Söhnen und Töchtern Interesse an der Schule und können via Elternräte ihre Ideen einbringen.

Deshalb, liebe Väter, lasst euch doch am ersten Elternabend in ein, zwei Wochen als Elternvertretung wählen - damit beide Geschlechter gleichmässiger vertreten sind im Elternrat

Schule: Männer an vorderster Front benötigt

16.8.2019, Leserbrief, Timotheus Bruderer

Beatrice Zogg bringt im Klartext vom 14. August „Väter, engagiert euch auch in der Schule“ etwas Zentrales auf den Punkt: Jungs brauchen Männer als Vorbilder. Dass sie Väter dazu auffordert, sich beispielsweise im Elternrat zu engagieren, ist ein konkreter und praktischer Schritt, um dem Männermangel im Bildungsumfeld entgegenzuwirken. Doch reichen Männer im „Bindeglied“ zwischen Schule und Elternhaus nicht aus, sie werden auch an vorderster Front benötigt: im Klassenzimmer.

So schreibt dann Frau Zogg auch, dass Politiker und Bildungsexperten mehr Männer in Klassenzimmern fordern. Diese Forderung bleibt aber erfolglos, solange nicht auch ein Umdenken in der Politik selber stattfindet. Zuallererst in Sachen Schulreformen. Diese sollten primär weder der Wirtschaft noch der Politik dienen, sondern den Schülern - und das sowohl Mädchen wie auch Jungen.

Schulreformen müssen per se nicht falsch sein, doch nach gesundem Menschenverstand relativiert und umgesetzt werden. Sinnvolle Reformforderungen kommen so auch eher von unten (Lehrer, Eltern) als von oben (Politik, Wirtschaft). In der Umsetzung sollten Politiker wenig, Ideologen gar nicht dreinreden, denn meist haben sie nicht viel Ahnung von der Realität des Schulalltags.

Wichtig wäre zudem herauszufinden, mit welchen Änderungen und Mitteln der Lehrerberuf für Männer wieder attraktiv gemacht werden kann. Zum Beispiel sollten Lehrer nicht als «Coaches» heruntergestuft werden, wie es der Lehrplan 21 vorsieht. Die Gestaltung des Klassenunterrichts sollte der Kompetenz des Lehrers überlassen werden, damit er seine Vorbildfunktion als Lehrer und Mann auch ausüben kann. Eine starke Volksschule setzt somit u.a. voraus, dass mehr Männer am Geschehen involviert sind und nicht nur in Bildungsgremien.



Die Primarschule prüft, ihr Schulsystem zu vereinheitlichen

Zürichsee-Zeitung 13.8.2019, Region, Daniel Hitz

Adliswil In manchen Primarschulen der Stadt bestehen Mehrjahrgangsklassen mit altersdurchmischem Lernen. In anderen nicht. Diese Unterschiede könnten bald Geschichte sein.

In wenigen Tagen startet das neue Schuljahr. Ein Teil der Adliswiler Primarschüler wird wieder mit Gleichaltrigen die Schulbank drücken. Ein anderer Teil der 1.- bis 6.-Klässler teilt das Schulzimmer mit älteren und jüngeren Kameraden. Das hängt ganz davon ab, ob der Schüler oder die Schülerin in einer Mehrjahrgangsklasse ist oder nicht. Dies wird an den Adliswiler Primarschulen nämlich unterschiedlich geregelt.

Während sich die Schule Sonnenberg/Wilacker ausschliesslich in üblichen Jahrgangsklassen organisiert, führen die Schulhäuser Werd, Dietlimoos und Zopf Zweijahrgangsklassen, die Schule Kopfholz gar Dreijahrgangsklassen. Die unterschiedliche Organisation sei unter anderem eine Folge des schnellen Bevölkerungswachstums in Adliswil, schreibt die Schulpflege in einer Mitteilung. Dass es überhaupt zu den unterschiedlichen Strukturen kam, geht auch auf eine Entscheidung der Schulpflege zurück. Gemäss diesem dürfen die einzelnen Schulkonferenzen, also die Lehrer und Mitarbeiter in den Schulhäusern, selber über die Klassenstrukturen bestimmen.

Der Entscheid liegt Jahre zurück. Relativ neu im Amt hingegen ist der 2018 gewählte Stadtrat und Schulpräsident Markus Bürgi (FDP). Er möchte nun prüfen, ob ein einheitliches Schulsystem in Adliswil nicht sinnvoller wäre.

Ergebnis bis 2021

Eine Überprüfung des aktuellen Schulsystems hat aber noch andere Gründe. «Der Lehrplan 21, stark wachsende Schülerzahlen, neue Schulhäuser, pädagogische Überlegungen sowie verschiedene Reaktionen aus der Bevölkerung haben gezeigt, dass Klärungsbedarf vorhanden ist», sagt Bürgi. Mit Letzterem spricht er auch die Kritik am Unterricht und der Kommunikation der Schule Zopf an, die Eltern Anfang letzten Jahres geäussert hatten. Kritik wurde unter anderem am Modell der Mehrjahrgangsklassen beziehungsweise am altersdurchmischten Lernen (AdL) geübt. Der Unterschied: In den Mehrjahrgangsklassen sind zwar mehrere Klassen in einem Raum, in den meisten Fächern unterrichtet der Lehrer die einzelnen Jahrgänge aber separat. Beim Konzept des AdL lernen Schülerinnen und Schüler unabhängig ihres Alters gemeinsam und differenziert nach ihrem Entwicklungs- und Lernstand.

Nicht nur in Adliswil, auch in Thalwil wurde das AdL infrage gestellt. Dort wurde ein Pilotprojekt im Schulhaus Sonnenberg letztes Jahr wieder gestoppt, weil die Ressourcen zu knapp und keine ausreichenden Vorteile nachweisbar waren.

«Wir werden nun prüfen, ob wir den bisherigen Ansatz unterschiedlicher Schulmodelle weiterführen oder vereinheitlichen sollen», sagt Markus Bürgi. Dafür will sich die Schulpflege Zeit lassen. Einen Entscheid kündigt sie auf Februar 2021 an. Dann werden Mitarbeitende und Bevölkerung über die Ergebnisse informiert. «Da wir zahlreiche Faktoren berücksichtigen müssen, wollen wir auf keinen Fall blindlings oder überstürzt handeln», sagt er. Daher werden auch die Schulleitungen und Schulkonferenzen miteinbezogen. Wie die Strukturüberprüfung konkret verlaufen soll, wird die Verwaltung in einem Projektplan bis Ende September ausarbeiten.



Kompetenzen neu geregelt

Ob die rund 2000 Schüler Adliswils künftig nur noch Jahrgangs- oder Mehrjahrgangsklassen besuchen könnten, kann Bürgi noch nicht sagen. «Wir prüfen alle möglichen Strukturen ergebnisoffen», sagt er. «Beide Varianten haben Vorteile.» Zudem würden wissenschaftliche Untersuchungen zeigen, dass bei Schülern aus Jahrgangs- wie Mehrjahrgangsklassen keine markanten Leistungsunterschiede bestünden. Empfehlungen seitens Kanton gibt es für die Gemeinden und deren Schulen keine, wie das Volksschulamt auf Nachfrage mitteilt.

Was aber bestimmt geändert wird, ist die Zuständigkeit für künftige Entscheidungen. Während bisher die Schulkonferenz über die Klassenstrukturen entschied, wird dies in Zukunft die Schulpflege tun. Die Kompetenz verschiebt sich, weil die aktuelle Regelung dem kantonalen Volksschulgesetz widerspricht. Gemäss diesem leitet und beaufsichtigt die Schulpflege die Schulen und nicht die Schulkonferenz. «Diese Widersprüchlichkeit soll aufgehoben werden, indem die Schulkonferenz zwar nicht mehr allein entscheiden darf, jedoch das Recht erhält, Anträge zu stellen», sagt Bürgi.

Revolution der Bildungssysteme

Zürichsee-Zeitung 15.8.2019, Leserbrief zur Ausgabe vom 13.8. *Clarita Kunz, Feldmeilen*

In Adliswil soll zwischen aufgebrachten Eltern Harmonie hergestellt werden, indem sie von der Schulpflege bevormundet werden. Verschiedene Schulmodelle sollen durch ein einziges ersetzt werden. Das ist, vorsichtig ausgedrückt, nicht sinnvoll, denn Eltern wollen wählen können. Sie brauchen keine Bevormundung. Sie brauchen vielmehr Informationen darüber, inwiefern sich Unterrichtsmodelle voneinander unterscheiden.

Verhältnisse, wie sie sich aktuell in Adliswil manifestieren, zeigen: Eine Revolution der Bildungssysteme ist im deutschsprachigen Raum nicht mehr abwendbar. Eingeleitet wird sie wohl durch immer mehr unzufriedene Eltern werden, welche solche Entscheide mit Blick auf die Bedürfnisse ihrer Kinder nicht mehr kritik- und kampflös hinnehmen.

Lehrpersonen am Spielfeldrand

Tagblatt der Stadt Zürich, 7.8.2019, Leserbriefe, Hans-Peter Köhli

Reaktion auf den Artikel «Ins Gymnasium – auf Biegen und Brechen» von Sacha Beuth im «Tagblatt» vom 3.7.:

Genau wie im «Tagblatt»-Artikel wird bei der ganzen Diskussion ein entscheidender Punkt oft weggelassen, entweder, weil man ihn nicht kennt, oder aber, weil man von Behörden- oder beim Lehrerverein Schweiz nicht darüber sprechen möchte. Vielen Leuten gefällt die Ausgestaltung der heutigen Volksschul-Oberstufe überhaupt nicht. Teilstück der Schulreformen und des Lehrplans 21 ist auch ein Systemwechsel beim Unterricht oder besser gesagt ein regelrechter Umsturz. Nach den radikalen Vorgaben der Schulreformer und der ihnen ergebenden Schulleitungen soll die Lehrperson nicht mehr vor der Klasse stehen und im Klassengespräch den Stoff behandeln, sondern die Kinder müssen selber aus dem digitalen Angebot, vorgefertigten Arbeitsblättern und anderen Lehrmitteln das beziehen, was sie brauchen. Lehrerin und Lehrer sind quasi nur noch am Spielfeldrand tätig, das Erklären von Abläufen vor versammelter Klasse ist verpönt. Zudem werden die



Klassenverbände zum Teil extrem gemischt; nicht nur die drei Oberstufenjahrgänge können darin enthalten sein, sondern auch die Schultypen Sek A, B, C und evtl. allfällige integrierte Kinder mit Lernschwierigkeiten. Dass bei solchem Sammelsurium und dem selbst organisierten Lernen weniger herauschaut als bei homogenen Klassen und herkömmlichem Unterricht, liegt auf der Hand. Kein Wunder, war kürzlich der Presse zu entnehmen, dass sich bereits an etlichen Orten massiver Widerstand regt. Eltern protestieren und wollen nicht zu Hause selber das unterrichten müssen, was die Schule vernachlässigt. Schwächere Kinder sind meist überfordert, während andere im oberen Segment ihr Potenzial nicht ausschöpfen können. Andererseits haben viele Lehrpersonen keine Lust, nur noch unter «ferner liefen» im Klassenzimmer tätig zu sein; sie kündigen und fliehen in Gemeinden, wo man hofft, dem Radikalumsturz zu entgehen. Dafür, dass Eltern selbst mit Rekursen noch versuchen, den Gymi-Zugang zu erreichen, kann man deshalb durchaus Verständnis aufbringen. Mit einer vernünftigeren Volksschul- Oberstufe würde der Gymi-Druck von selbst nachlassen. Aber vorläufig gilt noch die Devise: Rette sich, wer kann. Und wenn das nicht via Gymi gelingt, dann eben, wo es drinliegt, via Portemonnaie und Privatschule. Sei gleich auch noch erwähnt: Mit all den Reformen und dem neuen Lehrplan ist man der Chancengleichheit kein bisschen näher gekommen, im Gegenteil.

Der Hype ums Gymnasium bedroht unser Bildungssystem

NZZ am Sonntag 11.8.2019, Meinungen, Gastkolumne Caspar Hirschi

Vier von sieben Bundesräten waren auf keiner Universität, zwei haben keine Matur – offensichtlich führen viele Wege an die Spitze

Das Schweizer Bildungssystem hat im internationalen Vergleich drei Vorzüge: Vielfalt, Offenheit und Durchlässigkeit. Es ist vielfältig, weil Jugendliche die Wahl zwischen Berufslehre und Gymnasium haben und danach mit fast jedem Abschluss Anschluss an neue Ausbildungen gewinnen. Es ist offen, weil Bildungsinstitutionen bis hinauf zu den Spitzenhochschulen allen mit den entsprechenden Qualifikationen freien Zugang gewähren. Und es ist durchlässig, weil auf fast jeder Stufe der Quereinstieg in andere Ausbildungen möglich ist.

Dank unserem Bildungssystem führen viele Wege an die Spitze von Wirtschaft und Politik. Die Zukunft junger Menschen hängt nicht von einer einzelnen Prüfung auf einer bestimmten Altersstufe ab, sondern von mehreren Schritten an verschiedenen Orten zur passenden Zeit. Es gibt keine typische Karriere, und es gibt keine nationale Elite, deren Mitglieder sich schon zugeprostet haben, als ihnen der Bierschaum noch am Flaum klebte.

Bestes Beispiel dafür ist der aktuelle Bundesrat. Die Bandbreite der Berufe reicht vom Bauern über die Dolmetscherin und den Arzt bis zur Konzertpianistin. Vier von sieben haben keinen Universitätsabschluss und zwei auch keine Matur. So viel berufsbiografische Diversität ist im internationalen Vergleich eine Rarität. Man mag von den politischen Fähigkeiten unserer Magistraten halten, was man will, aber vom Bildungsgrad lässt sich nichts ableiten. Bei den beiden Promovierten, Alain Berset und Ignazio Cassis, könnte die Fettöpfchenfrequenz, bei den beiden ohne Matur, Karin Keller-Sutter und Ueli Maurer, die Fremdsprachenkompetenz nicht weiter auseinander liegen.

Vor einem Jahr habe ich die Vorzüge des Bildungssystems im Kleinen erlebt, als ich die Festrede an der Chemie-Diplomfeier der Zürcher Fachhochschule hielt. Erfreulich viele



junge Frauen und Nachkommen von Migranten schlossen den Studiengang ab. Angefangen hatten sie als Lehrlinge in einem Chemielabor, und nun standen die besten unter ihnen vor dem Wechsel an die ETH.

Angesichts solcher Bildungswege verwundert es, dass so viele Akademikereltern ihre Kinder, die nicht die erhoffte Frühreife zeigen, ins und durchs Gymnasium quälen. Väter und Mütter mit chronischer Gymnasialitis gibt es schon lange. In Grosstädten ist das Gebrechen aber zur Volkskrankheit geworden. Wie selbstverständlich werden heute Tausende Franken für private Vorbereitungskurse auf die Gymiprüfung ausgegeben, Kinderärzte zwecks Nachteilsausgleich konsultiert und die Kleinen einem häuslichen Drill unterzogen, als ginge es ums soziale Überleben. Droht dennoch der «Absturz» in die Sekundarschule, greifen manche zu den letzten Mitteln und kaufen dem Kind einen Platz im Privatgymnasium.

Warum tut man sich und seinen Kindern so etwas an? Eine wichtige Rolle spielt die Angst vor Bildungsabstieg. Sie verleitet dazu, die Sekundarschule als Problemkinderghetto und die Berufslehre als Karrieregrab wahrzunehmen. Die Bildungsforschung ist an diesem Irrtum nicht unbeteiligt. Wie Jürgen Kaube in seinem neuen Buch «Ist die Schule zu blöd für unsere Kinder?» schreibt, kritisiert die Wissenschaft Bildungssysteme seit Jahrzehnten als Maschinen zur Reproduktion von Ungleichheit und bewertet dabei akademische Abschlüsse als entscheidenden Faktor. Die statistischen Befunde stammen jedoch überwiegend aus Ländern ohne duale Berufsbildung oder aus solchen, die sie, wie Deutschland, stark abgewertet haben. Weitgehend ausgeblendet bleibt, dass die Berufslehre eigene Aufstiegschancen schafft und über die Berufsmaturität auch akademische Abschlüsse ermöglicht.

Urbane Bildungseliten verwandeln die wissenschaftliche Kritik in eine private Handlungsanleitung und wenden diese auf das Gymnasium an. Damit belasten sie nicht nur das eigene Kind und Konto, sondern machen aus dem Gymizugang einen Bieterwettbewerb, als gehe es um ein überbewertetes Haus. Alle Bewerber müssen die Schmerzgrenze überschreiten, um ihre Chance auf den Einzug zu wahren. Hauptleidtragende sind begabte Schüler aus weniger privilegierten Familien, die erst gar nicht in die Bietererei einsteigen können. So bringt die wissenschaftliche Kritik an Ungleichheit neue Ungleichheiten hervor.

Die grösste Gefahr ist, dass aus dem Irrtum von heute die Wahrheit von morgen wird. Damit es dazu kommt, müssen ihn nur genug Gebildete in Führungspositionen glauben. Je stärker sich Akademikereltern aufs Gymnasium fixieren, desto schneller erreichen wir diesen Punkt.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.

Warum besonders nicht immer besser ist

Tages-Anzeiger 16.7.2019, Mamablog, Nils Pickert Freischaffender Journalist

Als ich vor Jahren in Süddeutschland wohnte und meine älteste Tochter eingeschult werden sollte, bekam ich einen Brief. Der erste Satz darin lautete: «Ihr Kind ist womöglich hoch begabt.» Das an sich war schon befremdlich genug. Aber bei der weiteren Lektüre fiel mir die Kinnlade immer tiefer herunter. Aus «womöglich» wurde in der Mitte des Briefes ein «vermutlich» und gegen Ende ein «wahrscheinlich». Diese Steigerung wurde mit der Aufforderung verbunden, mein Kind für eine Sommerakademie für hoch begabte Kinder anzumelden. Die Absender des Schreibens kannten weder meine Tochter noch



uns Eltern. Sie setzten einfach nur darauf, mit dem Begriff «hoch begabt» über einen Schlüsselreiz zu verfügen, der dafür sorgt, dass ihr Angebot angenommen wird. Haben wir nicht.

Stattdessen habe ich seitdem nicht mehr aufgehört, mich über diesen Brief zu ärgern. Unter anderem deshalb, weil das Thema Hochbegabung dabei auf geradezu gefährliche Weise vereinfacht wurde. Hochbegabung ist ein sehr seltenes Phänomen, das gerade einmal zwei Prozent der Bevölkerung betrifft und das nicht zwingend in eine Leistungssteigerung übersetzt wird. Hoch begabte Kinder schreiben nicht zwangsläufig gute Noten oder sind später erfolgreicher im Leben. Das macht schon insofern keinen Sinn, als unser allgemeines Leben hauptsächlich in den Bahnen einer Norm verläuft, deren Rahmen sie sprengen. Dementsprechend sind Abweichungen des eigenen Sozialverhaltens von dem der anderen nicht weiter verwunderlich.

Was mich aber seit diesem Brief vor allem nicht loslässt, ist dieses unterschwellige Angebot, das elterliche Bedürfnis nach der Besonderheit des eigenen Kindes zu befriedigen. Besonders meint in diesem Zusammenhang immer besser. Besser als die anderen, besser als der Durchschnitt. Nicht besser im Springfetzen oder im «So lange rot anlaufen, bis man kriegt, was man will». Sondern besser in gesellschaftsrelevanten, marktkonformen Eigenschaften. Sagen wir ruhig: in verwertbaren Eigenschaften.

Um das gleich klarzustellen: Ich bin in dieser Hinsicht wie viele andere Eltern auch. Ich halte meine Kinder für etwas Besonderes. Sie haben alle bestimmte Eigenarten, die sie auszeichnen und einzigartig machen. Das heisst aber nicht automatisch besser. Im Gegenteil: Manchmal sind sie auch besonders fies oder besonders ausdauernd nervig. Worum es mir hier geht, macht eine legendäre kanadische Studie deutlich, bei welcher knapp 400 Männer und Frauen zu ihrem Fahrver halten und ihrer diesbezüglichen Selbsteinschätzung befragt wurden. Ausnahmslos alle hielten sich für überdurchschnittlich gut am Steuer.

Aber wenn alle über dem Durchschnitt liegen, wer ist dann der Durchschnitt? Wenn alle sich für «besser» halten, was ist dann mit «gut» oder «okay» oder «eher schlecht» gemeint? Mir scheint, dass wir als Gesellschaft das «besonders Bessere» immer mehr fetischisieren und Genügsamkeit und Zufriedenheit dabei ins Hintertreffen geraten. Deswegen stehen Menschen in langen Schlangen vor Felszungen an, um wie alle anderen auch das perfekte, einmalige Instagram-Foto zu schiessen. In all der Sehnsucht nach dem angeblich Besonderen ist es heute nicht mehr ungewöhnlich, ein Buch wie «1000 Places to See Before You Die» auf dem Nachttisch zu haben, sondern eher, sich zu fragen: warum eigentlich? Kommt am Ende des Lebens etwa ein Kontrolleur, der abstempelt, wo wir überall gewesen sind, und uns dafür benotet? Ich fürchte, viele von uns warten für sich oder die eigenen Kinder so sehr auf den Brief aus Hogwarts, dass sie sich damit den Appetit am Gewöhnlichen verderben. Und damit an dem, was das Leben zum grössten Teil ausmacht. Das wünsche ich niemandem. Am wenigsten meinen Kindern.



Veranstaltungshinweise

25. September: Rauchen, Kiffen und Dampfen – zwischen Verboten und legalisieren



VORTRAGSREIHE
PÄDIATRIE, SCHULE & GESELLSCHAFT

Rauchen, Kiffen und Dampfen – zwischen Verboten und Legalisieren

MITTWOCH, 25. SEPTEMBER 2019, 18.30 – 20.30 UHR

Vortragsreihe

Pädiatrie, Schule & Gesellschaft

Mittwoch, 25. Sept. 2019, 18:30 – 20:30

Fachhochschule St. Gallen

Rosenbergstrasse 59 (beim Bahnhof)

9000 St. Gallen

Referenten:

Prof. Dr. med. Jürg Barben

Ostschweizer Kinderspital St. Gallen)

Prof. Dr. med. Rainer Thomasius

Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf)

Verein Ostschweizer Kinderärzte und

Ostschweizer Kinderspital

[Mehr...](#)



27. September: Braucht es wieder Kleinklassen?

Informations- und Diskussionsanlass des Vereins «Starke Volksschule Zürich»

Einladung zu einem Informationsabend mit Diskussion

Freitag, 27. September 2019, 19 Uhr Kulturhaus Helferei, Kirchgasse 13, 8001 Zürich



Dr. phil. Eliane Perret, Heilpädagogin, Psychologin und Lehrerin

Yasmine Bourgeois, Mittelstufenlehrerin und Gemeinderätin Stadt Zürich

Marc Bourgeois, Internet-Unternehmer, Lehrlingsausbildner und Kantonsrat ZH

Die heutige Praxis, alle Kinder, unabhängig von ihrer persönlichen Situation und ihrem schulischen Stand, einer Regelklasse zuzuteilen, stösst an vielerlei Grenzen. Deshalb fordern immer mehr Eltern und Lehrer die Wiedereinführung von Kleinklassen. Der Verein «Starke Volksschule Zürich» lädt Sie dazu ein, diese Fragen mit uns zu diskutieren.

[Mehr...](#)

Wir freuen uns, wenn Sie den Flyer weitergeben.